
ARBEITEN UND TEXTE ZUR SLAVISTIK

**Dmitrij Tschizewskij und
Ludolf Müller remembernd:
Abendland, Morgenland**

Sigrun Bielfeldt

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Sigrun Bielfeldt

Dmitrij Tschizewskij und Ludolf Müller erinnernd: Abendland, Morgenland

Arbeiten und Texte zur Slavistik, Band 99
Begründet von Wolfgang Kasack
Herausgegeben von Frank Göbler und Rainer Goldt

Sigrun Bielfeldt

Dmitrij Tschizewskij und Ludolf Müller erinnernd: Abendland, Morgenland

FFrank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-7329-0417-4

ISBN (E-Book) 978-3-7329-9586-8

ISSN 0173-2307

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

INHALT

Vorwort	7
Sigrun Bielfeldt: <i>Erinnerungen an mein Studium bei Dmitrij Tschizewskij an der Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität in den sechziger und siebziger Jahren. Mit Reminiszenzen an Ludolf Müllers Kiever Rus'</i>	15
Ludolf Müller: <i>Wie ich die russische Kultur liebgewonnen habe (mit einem Begleitbrief Müllers an seinen russischen Übersetzer Aleksej Grigor'ev)</i>	75
Ludolf Müller: <i>Erinnerungen an Dmitrij Tschizewskij: Halle, Marburg, Tübingen</i>	97
Ludolf Müller: <i>Brief an Sigrun Bielfeldt (Tschizewskij und Schellings ‚Freiheitsschrift‘, 2009)</i>	117
Ludolf Müller Briefbeilage: <i>„Zu Tjutčevs Gedicht vom ‚letzten Kataklysmus‘. Ein Beitrag zum Thema ‚Tjutčev und Schiller‘“</i>	119
Ludolf Müller: <i>Brief an Sigrun Bielfeldt</i>	131
Dmitrij Tschizewskij: <i>Brief an Thomas Mann (27.10.1945) aus dem Heidelberger Nachlaß. Mit einem Kommentar von Wladimir Janzen</i> . . .	133
Anhang I:	
Sigrun Bielfeldt, <i>Abgesang auf die Bohemistik: Der verborgene Ursprung oder die ‚Anfänge‘ des čechischen historischen Denkens. Mit Hinblick auf Felix Vodičkas strukturelle Geschichtstheorie (1978). Brief-</i>	

beilagen von Miroslav Červenka an Sigrun Bielfeldt vom 16.11. 1979. Antwortschreiben von Sigrun Bielfeldt an Miroslav Červenka vom 10.12. 1979	149
--	-----

Anhang II.

Sigrun Bielfeldt: <i>Literarische Erinnerungen an Poltava</i> (2005). In der Nähe von Dmitrij Tschizewskijs Geburtsort Aleksandrija, Kirovohrads'ka Oblast' (ukr. Oleksandriya)	209
---	-----

Anhang III.

Sigrun Bielfeldt: <i>Kiev 2005. Auf der Suche nach Rainer Maria Rilkes und Ludolf Müllers ‚russischer Frömmigkeit‘</i>	239
--	-----

VORWORT

Niemandes Herr, niemandes Knecht

Dieser Band ist keine kalte Historiographie über bundesrepublikanische Anfänge der deutschen Slavistik, soweit sie der Nestor der deutschen Slavistik, der Heidelberger Slavist Dmitrij Tschizewskij und sein von ihm hochgeschätzter Schüler, der Tübinger Slavist Ludolf Müller vorstellen. Das moralische und intellektuelle Profil der beiden Gelehrten verhindert das. Auch mein eigener Blick auf sie ist dawider. In den sechziger Jahren war ich Studienanfängerin bei Tschizewskij: Mein Fazit kommt sehr spät, nach Jahrzehnten. Beim Abfassen der Texte und beim Zusammenstellen des Bandes ging ich von keinerlei Vormeinung aus, außer der plötzlich eingetretenen Gewißheit, daß ich Tschizewskij zu seinem 120. Geburtstag meine aufrichtige Reverenz erweisen müsse. Sicherlich ist der hier vorliegende Band unvollkommen, zieht man die von Tschizewskij und Müller ausgespannten Kulturkreise in Betracht. Aber man muß überzeugt sein, daß gerade das, was ein Mensch *ist*, seine Wissenschaftlichkeit ausmacht und zugleich überragt.

Zum Ist-Sein eines Menschen gehört sein Leben in der Zeit, in seiner Zeit, doch auch in jeglicher Zeit. Tschizewskij war der Ausdruck eines mörderischen 20. Jahrhunderts, durch das er, äußerlich unverletzt, hindurchgegangen ist. Ich denke von ihm als einem, der bewußt staatenlos geblieben ist, aber uns die politische Interpretation überließ, warum er sich seinem Gastland (Halle, Marburg, Heidelberg von 1956-1977) verweigerte. Ich denke von ihm, als einem Russen und Ukrainer, der seine Heimat seit 1921 nie wieder gesehen hat. Ich denke von ihm als einem, der 1945 an Thomas Mann schrieb, man dürfe die deutsche Kultur nicht vernichten, viele Protagonisten dieser Kultur habe er „rein“, ohne braune Farbe, erlebt. Die Deutschen hätten doch ohne weiteres ein „schönes Volk“ sein können. Ich bin überzeugt, daß sein Schüler Ludolf Müller in

Marburg und Halle ihm als Exempel eines guten und schönen Deutschen vor Augen stand. Er hat Ludolf Müller immer seine Treue bewahrt (vgl. Müllers Erinnerungen Kapitel 3 und 4).

Das klingt pathetisch und Tschizewskij war alles andere als pathetisch. Und so habe ich mit einigem Vergnügen den zweifellos an die alliierten Siegermächte gerichteten Satz gelesen, Deutschland sei für die Mitte eines zukünftigen Europa unverzichtbar: man dürfe doch die Kuh nicht schlachten, die man zu gebrauchen gedenke. Als ich diesen Satz aus dem von Wladimir Janzen aus dem Nachlaß übermittelten Brief an Thomas Mann las, stand mir Tschizewskij leibhaftig vor Augen. Er haßte Pathos, aber in diesem Brief war ihm die Herzensangelegenheit der Rettung der deutschen Kultur wichtiger. Zugleich war ihm bewußt, daß seine Gefühle im Angesicht der Machthabenden für nichts gelten müssen, und er schob ohne weiteres das pragmatische Argument hinterher, man dürfe doch die Kuh nicht schlachten, die benutzt werden solle. Warum mir gerade hier Tschizewskij lebhaft vor Augen tritt? Ich sehe den listigen Ausdruck seiner vielfältigen Skepsis gegenüber scheinbar unverrückbaren Wahrheiten vor mir. Er stellte sich hin, machte ein unübertrefflich listiges Gesicht, hob die rechte Hand, ließ das Handgelenk kreisen und gurrte: „Nun ja, ich weiß nicht...“. Ewig werde ich ihn so vor mir sehen. Ich war natürlich meist nur anwesend bei nebensächlichen Fällen, wo es auf die endgültige Wahrheitsfindung nicht so ankam. Bei Wutausbrüchen, die ja nicht von einer spielerischen Skepsis getragen waren, setzte Tschizewskij seine Meinung gleichsam monolithisch in die Landschaft, natürlich un widersprochen, denn wer hätte es ihm an Affekten gleichtun können? Skepsis konnte auch zum Denkprinzip werden wie etwa bei dem vermutlich Tschizewskij, seit einer Freiburger Zeit verbundenen Karl Löwith. Ich, als Studienanfängerin, hatte mit Tschizewskijs Skeptizismus nur pragmatische Erlebnisse, wie etwa das Urteil: „In der Sekundärliteratur werden nur immer wieder die Fehler abgeschrieben!“ Leider wird man solch ein skeptisches Urteil nie wieder los. Das entschiedene Urteilen kann aber auch von einer anderen Urerfahrung herrühren, einer Urerfahrung, die Tschizewskij in der Jugend mit seinem anscheinend instabilen Eigenbezug hatte. Ich habe die Anekdote erst kürzlich gehört:

sie betrifft den römischen Dichter Lukrez als Prüfungsstoff. So wie Tschizewskij erzählte, hatte er sich Lukrez zum Prüfungsschwerpunkt gewählt. Am Ende der Prüfung wurde er gefragt, warum er überhaupt Lukrez gewählt habe. Tschizewskij erzählte, er habe eher ratlos dies und jenes aufgezählt. Aber dann bricht es aus ihm heraus, daß es ihn noch heute wurme, nicht die einzig mögliche Antwort gegeben zu haben: „Ich habe ihn gewählt, weil er ein großartiger Dichter war!“ So war scheinbar Widersprüchliches in ihm vorhanden: große Skepsis gegenüber dem Urteil von anderen; zugleich hatte er den Willen, mit Furchtlosigkeit das eigene apodiktische Urteil zu setzen, ohne es zugleich verteidigen zu können oder zu wollen. Das machte die Lebhaftigkeit des Umgangs mit ihm aus, wenn es auch Dialoge nicht gerade leichter machte.

Ludolf Müllers Geschichte mit Dmitrij Tschizewskij rührt an die Urzeiten der deutschen Slavistik und ist mit Halle, Marburg, Tübingen verbunden. Diese Geschichte lebt vom Eintritt in die deutsche Katastrophe in den späten dreißiger Jahren, von der Erfahrung der Kriegsjahre, vom Überleben in der Nachkriegszeit. Ludolf Müller hat dies in seinen „Erinnerungen an Tschizewskij“ (4. Kapitel) eindrucksvoll dargestellt. Besonders anrührend ist Ludolf Müllers Gedenken seiner slavistischen Studienanfänge „Wie ich die russische Kultur lieb gewonnen habe“ (3. Kapitel). Dort erzählt Ludolf Müller von einem Gedicht an „Mütterchen Rußland“, das er 1942 als deutscher Soldat in Rußland geschrieben habe. Der Liebe zu seinem Lehrer Tschizewskij, dem Ukrainer und Russen, der Liebe zu seinem Studienfach der Russistik, hat selbst die plötzlich Verkehrung Rußlands in ein Feindesland nichts anhaben können. Dies ist ein unglaublich bewegendes historisches Zeugnis, das hoffentlich in der Geschichte der deutschen Slavistik nicht vergessen wird. Es ist eine vorausahnende Bitte um Verzeihung für die Millionen von russischen Toten!

In Tübingen war Müller mit der deutschen Edition Vladimir Solov'evs befaßt. Er erlebte die erste sowjetische Solov'ev-Edition mit. Vor allem widmete er sich dem Sachgebiet, das er „altrussische Literatur“ nannte. Am Kommentar zur Nestorchronik hat er sicherlich bis zu seinen letzten

Atemzügen gearbeitet. Wir pflegten uns alleweil das Schelling-Klischee Tschizewskijs zuzuwerfen, etwa das allgemein bekannte, daß Schellings „Freiheitsschrift“ (1809) das schwerste Werk der philosophischen Weltliteratur sei (vgl. den Brief von 2009, Kap.5). Müller konnte diesem unseren Gedankenaustausch noch die Pointe hinzufügen, daß Tschizewskij triumphierend meinte: „Ich aber habe sie verstanden!“ Tatsächlich ist die geheimnisvolle Bedeutung der „Freiheitsschrift“ für Rußlands Schelling-Wahrnehmung noch gar nicht hinreichend bedacht, obwohl gerade in dieser Schrift die Freiheit des Menschen und der Umgang mit dem Bösen zur Sprache kommt – ein urrussisches Thema etwa für Dostoevskij und Solov’ev.

Aber es geht gar nicht so sehr um „Wissen“. Es sind immer die Augenblicke der anschaulichen Wiederauferstehung in der Erinnerung, die aussagen, was ein Mensch für einen selbst bedeutet hat. Bei Ludolf Müller war es das Erlebnis, als er nach irgendwelchen Semesterferien zum ersten Mal wieder vor seinen Studenten saß und russische Gedichte lesen und interpretieren durfte. Ich glaube, es war Puschkin. Er strahlte vor innerer Begeisterung, daß er sich, nach langer, offensichtlich entbehnungsreicher Ferienzeit, wieder in jenem Medium aufhalten durfte, das er liebte. Wie hätte Ludolf Müllers Lehrer Dmitrij Tschizewskij diese Liebe zum Russischen nicht immer wieder mit Freude und Dankbarkeit bemerken dürfen? Kiev galt Ludolf Müllers letzte Sehnsucht (vgl. den Brief von 2009, 7. Kapitel).

Über die Erinnerungen einer Heidelberger Studienanfängerin habe ich (2. Kapitel) geschrieben. Aber die Quintessenz meiner damaligen Begegnung mit Tschizewskij sollte ich nach so vielen Jahren noch einmal hervorheben, zumal sie für manche allgemeinpolitische Situation Bedeutung haben könnte. Er traf, als staatenloser, russisch-ukrainischer Emigrant, mich, einen jungen Menschen der frühen bundesrepublikanischen Generation, dem die fatale deutsche Geschichte ebenfalls die Freude einer Zugehörigkeit zu einer festdefinierten Staatssouveränität abgewöhnt hatte. Deutsch-Sein war bei Besuchen in der westlichen Welt auch für uns Jüngere sehr problematisch. Zusätzlich hing über meinem persönli-

chen Dasein ein innenpolitisches Anathema – meine Vorfahren kamen aus Mähren. Da existierte einfach ein Gefälle der minderen Anerkennung im westdeutschen Raum. Aber Tschizewskij kam mir bei der ersten Begegnung freundlich entgegen: „Wir sind ja Landsleute! In Römerstadt habe ich die glücklichste Zeit meines Lebens erlebt.“ Daß wir uns im Moment eines weit im Osten liegenden, halbgeschmähten „Mähren“ trafen, hat auch meinen Studienweg bestimmt. Welche Konsequenzen waren aus solch einer Herkunft zu ziehen? Deutscher Revisionismus? Nein: Ich studierte bei Tschizewskij Bohemistik und lernte Tschechisch. Warum? Heute würde ich sagen, es war jene Stimmung gegen eine bestimmte Zugehörigkeit zu nationalstaatlichen Souveränitäten, die ich mit Tschizewskij teilte und die überhaupt das wissenschaftliche Leben an der Heidelberger Universität bestimmte. Es ist sicherlich so, daß diese anationale Stimmung ein „Deutschland“ befähigte, sich dem Gedanken Europa vorbehaltlos zu öffnen.

1978 schrieb ich mein letztes „Manifest“ (Anhang I) zu meiner bohemistischen Ausbildung noch unter dem Eindruck Tschizewskijs. Der Universalismus, zu dem ich in Heidelberg erzogen worden war, kollidierte mit meiner (freilich viel zu strengen) Ablehnung des Gründungsmythos tschechischer Kultur (obrození), untersucht im Moment der Antikenrezeption. Daß ich schließlich in diesem Aufsatz mit dem Entwurf des Dichterschicksals Karel Hynek Máchas endete, ist auch eine Reverenz an Dmitrij Tschizewskij, der diesen Tschechen als erste europäische Persönlichkeit in seinen „Bohemica“ (Kleinere Schriften II, Forum Slavicum 13, 1972) liebevoll dargestellt hat.

1978 war ich freilich schon der Bohemistik enteilt – zu einem neuen Interesse: dem deutschen Idealismus. Und das, was an diesem Idealismus „deutsch“ ist, begeistert mich noch heute: sich unumwunden als eine Freiheitsphilosophie darzustellen: Der Heidelberger Philosophie sei Dank. Der deutsche Idealismus ist die einzige Freiheitsphilosophie der deutschen Kultur und als eine solche hat sie mindestens in der russischen Kultur gewirkt.

Wir waren also eine bundesrepublikanische Generation, für die der Glaube an eine ewigwährende Souveränität von Nationalstaaten inner-

halb von festgelegten Grenzen hinfällig, ja kritikabel war. Der Emigrant/Immigrant Tschizewskij war für uns ein lebendiges Beispiel für das nationalstaatliches Jenseits. Er sprach nicht über Politik, er vertrat keine Ideologien. Das Fehlen von ideologischen Klischees ersetzte er durch seine Liebe zur einzelnen ungebundenen, kulturellen Erscheinung. Seine unerschöpfliche Vitalität trieb ihn suchend und schätzend durch die abendländische Geschichte. Das war für einen Anfänger, wie mich, einschüchternd, da ich ihm in seinen Bildungslandschaften selten begegnen konnte. Aber einen unersetzlichen Nutzen hatte Tschizewskijs universalistische Neugier: der Schüler stellte sich immer wieder, ebenso unbefangen, dem einzelnen Phänomen und suchte ihm begreifend, verstehend, beschreibend gerecht zu werden. Und man verharrte nicht in einer einzelnen Spezialdisziplin – die wissenschaftliche Neugier trieb unentwegt weiter, sozusagen unter dem Hinweisgeber Tschizewskij.

Tschizewskij war Ukrainer und Russe. Als Emigrant mußte er die Anschaulichkeit seiner Kulturen entbehren. Wie hätte es sein können, daß er die ukrainische und russische Literatur nicht liebte, waren sie doch die einzigen Quellen, wie ihm heimatliche Kultur noch sinnlich-faßlich sein konnte? Und ganz gewiß wollte er seine Heimat-Kulturen, wie die slavische Geisteswelt überhaupt, Europa wieder zugänglich machen. Ich darf mir nicht vorstellen, was Tschizewskij zur aktuellen ökonomischen und militärischen Nivellierung der Europa-Vorstellung gesagt hätte. Für ihn war Europa ein Inbegriff kultureller Farbigkeit. Da ich zu diesem Gedanken meine gelebte Zeitgenossenschaft demonstrieren möchte, füge ich zwei Anhänge bei, geschrieben 2005, wo ich meine Erfahrung mit den literarischen Landschaften Kievs und Poltawas darstelle (Anhang III und Anhang II). Die bundesrepublikanische Slavistik hatte lange genug in den luftleeren Raum hineingeschrieben. Mit einem Male wurden ihr überraschend neue Kulturlandschaften zu Füßen gelegt. Ich machte mich also 2005 auf, in der Ukraine Rilke und Gogol' zu suchen. 2005 war es noch möglich, einen harmlosen Blick auf diese kulturelle Vielfalt zu werfen. Harm-los, das meint ohne Harm, unbefangen, neugierig sich einlassend auf die heterogenen kulturellen Tendenzen, ohne Ideologie, ohne political correctness. Ich wollte die Ukraine im Moment ihrer Au-

tonomie erfahren. Damals fehlte mir noch zu meinem Material Lemberg und vor allem das jüdische Czernowitz, eine Reiseabsicht, die ich wegen anderer Pläne nicht verwirklichen konnte. Es war nicht meine erste Reise in die Ukraine. In den Jahren zuvor hatte ich Odessa gesehen, den Verbannungsort Puschkins, wo er sich mit Ovid identifizierte, sich nach dem Zentrum Peterburg sehnte, zugleich aber, wie Byron, dem griechischen Freiheitskampf lauschte. Eine weitere Reise führte die Schwarzmeerküste entlang, dorthin, wo sich die Kolonisin Katharina die Große mit der Krim für Rußland eine eigene Antike hinzuerwarb. Nicht nur die Antike der Schwarzmeerküste, auch die aktuelle Welt der islamischen Tataren fand ich noch lebendig. Meine Reise endete mit der Erfahrung der asiatischen, („morgenländischen“) Weite des Azowschen Meeres, einem Spiegel, unergründlich, unbeweglich, unendlich. Soll ich dieses Erlebnis der unglaublichen kulturellen Mannigfaltigkeit der neuen Ukraine jetzt abtöten zugunsten einer politischen, eng nationalstaatlichen Erfahrung, die nicht die meine ist? Hier fühle ich mich Tschizewskij verwandt, der als Emigrant in Sachen Souveränität der Nationalstaaten ein für allemal resigniert hatte. Und gerade das hat ihn befähigt, sich dem Einzelphänomen mit Liebe und Vitalität zuzuwenden. Auch Jacob Burckhardt hätte den „Nivellierungsterror“ der aktuellen Europavorstellung gehaßt. Und es ist nicht die Aufgabe der zu Europa neuhinzugetretenen östlichen Welt, neue ideologische Mauern aufzurichten, nur weil neue geopolitische Machtverhältnisse Anlehnungsbedürfnis und ideologische Gleichmacherei gebieten. Europa heißt, gemäß Jacob Burckhardt, „vielartiger Reichtum seines Geistes“. Und es ist zu hoffen, daß eine junge Ukraine, als Kulturgebilde, sich selbsttätig und beweglich diesem vielartigen Reichtum Europas hinzufügt.

In der ersten Anmerkung zu meinen Erinnerungen danke ich allen, die durch Anregungen und Texten beigetragen haben, vor allem meiner Familie sowie Lidija Sazonova und Wladimir Janzen.

Ausdrücklich danke ich dem Herausgeber Frank Göbler für sein Interesse, insofern er das eminent wichtige deutsche Original Müllers: „Wie ich die russische Kultur liebgewonnen habe“ vom russischen Übersetzer Aleksej Grigor'ev aus Moskau geholt hat.

Besonders herzlich danke ich dem Tübinger Universitätsbund e. V. für die Finanzierung der Publikationskosten.

Tübingen, Januar 2015.

Sigrun Bielfeldt

ERINNERUNGEN AN MEIN STUDIUM BEI DMITRIJ TSCHIŽEWSKIJ
AN DER HEIDELBERGER RUPRECHT-KARLS-UNIVERSITÄT IN DEN
SECHZIGER UND SIEBZIGER JAHREN. MIT REMINISZENZEN AN
LUDOLF MÜLLERS KIEVER RUS'.¹

ÜBERBLICK.

Am 4. April 1894, gemäß dem gregorianischen Kalender, wurde Dmitrij Tschizewskij in Aleksandrija (russ.), heute in der Ukraine, geboren. Sein wechselvolles Geschick im katastrophalen 20. Jahrhundert verlief gegen Ende seines Lebens in ruhigem Wasser, nachdem er ab 1956 die Geschehnisse der Heidelberger Slavistik bis zu seinem Tod 1977 gelenkt hat. Ich selbst, sowie Gefährten und Freunde, begannen in den sechziger Jah-

¹ Ich wollte mit diesen Erinnerungen meine Erfahrungen mit Dmitrij Tschizewskij, mit Ludolf Müller, auch der Heidelberger Universität aufarbeiten. Insofern habe ich mit voller Absicht die bisherige umfangreiche Erinnerungs-Literatur gemieden. Mündliche Erzählungen aus meiner Familie, so Gero Bielfeldt und Ruth Bielfeldt, waren dagegen sehr wichtig. Aber letztlich kommt man nicht ohne ein Kompendium aus, das wenigstens einige Daten versammelt. Für mich war dieses Kompendium der Prager Erinnerungsband von 2004: Dmytro Čyževskij. Osobnost a dílo, Sborník z mezinárodní konference k 25. výročí úmrtí, Praha 2004. Namen der darin versammelten Beitragenden zitiere ich unter dem Namen und der Sigle Praha 2004 u. Seitenzahl (immer in meinem Haupttext).

Eine russische Quelle zu Ludolf Müller stellte mir Lidija I. Sazonova zur Verfügung. Im Jahr 2000 erschien in Moskau ein Sammelband mit 11 Aufsätzen Ludolf Müllers unter dem Titel: Ludolf Müller: Ponjat' Rossiju [„Rußland verstehen“]. Istoriko-kul'turnye issledovanija, M. 2000. A.V. Michajlov hat in diesem Band den Beitrag Müllers zur Dreifaltigkeitsikone Andrej Rubljovs ins Russische übersetzt. Lidija I. Sazonova, als Übersetzerin und Mitherausgeberin, machte auf Ludolf Müllers deutsches Statement aufmerksam: „Wie ich die russische Kultur liebgewonnen habe“, (veröffentlicht in Put' 1995, No 7, ins Russische übersetzt von Aleksej Grigor'ev).

Von großer Hilfe waren mir auch die Archivarbeiten von Wladimir Janzen. Als letztes ließ er mir die Abschrift (in russischer Übersetzung) einer alten Audiokassette (1963) zukommen, wo Tschizewskij über die Ukraine und seinen Geburtsort Aleksandrija erzählt. Dies war entscheidend für mein Motiv, die ukrainisch-russische Mentalität Tschizewskijs lebendig zu machen: ich habe nachträglich einige Passagen in meinen Text eingearbeitet

ren bei ihm zu studieren. Er war mein erster Lehrer an der Heidelberger Ruprecht Karls Universität. Bei Tschizewskij bin ich 1972 im Fach Bohe-mistik promoviert worden. Ich schreibe jetzt über diesen einstigen Uni-versalgelehrten, weil ich – gegen Ende eines unruhigen wissenschaftli-chen Wegs – bemerkt habe, in welchem Maße er bei meinem Studienbe-ginn lenkend präsent war. Zu meiner eigenen jetzigen Verwunderung ist er mir im Verlauf meines Lebenswegs immer präsent geblieben – als Lehrer, als Philosoph, als Mensch mit einem zerreißennden Emigranten-Schicksal. Und schließlich habe ich ihn spät, den 1977 Verstorbenen, 2005, bei einer Reise in die Ukraine wiedergetroffen – Dmitrij Ivanovič, den Ukrainer, den Russen, der seiner slavischen und „russischen Gei-stesgeschichte“ mit ganzer Seele zugetan war. Sein bevorzugter Schüler, der kürzlich verstorbene Tübinger Slavist Ludolf Müller, hat 1977 anläß-lich der Urnenbestattung auf dem Heidelberger Bergfriedhof, den Satz gesagt: „Er hatte ein liebendes Herz“. Dieser Satz findet sich in Ludolf Müllers „Erinnerungen“, die im Prager Gedenk-Band von 2004 veröf-fentlicht sind und in diesem Band wiederholt werden. Ich habe diese Äußerung erst kürzlich bei der Lektüre des Prager Bandes zur Kenntnis genommen. Das „liebende Herz“, das im übrigen ebenso für seinen Schüler Ludolf Müller gilt, ist der Zauberschlüssel zu den Geheimnissen

(sigle Audio, Janzen). Überhaupt muß man sagen, daß ohne die Arbeiten von Wladimir Janzen (Halle) das Andenken Tschizewskijs weniger markant wäre. Inzwischen hat mir Wladimir Janzen auch Tschizewskijs russische Erinnerung an seine Zeit bei den Men-schewiken in der Ukraine (1919-1920) zu Verfügung gestellt. Diese Erinnerungsspur ist bereits in der „Welt der Slaven“ veröffentlicht. Bemerkenswerter für die „westliche“ Per-spektive sind Tschizewskijs Erinnerungen (auch dt. Vortrag) an seine Zeit in den USA (Harvard) von 1949 – bis 1956. Es ist durchaus nicht so, wie die deutsche Saga geht, daß sich Tschizewskij über diese Amerika - Zeit negativ geäußert hätte. Auch Janzen weist in seinem Kommentar auf den „wohlwollenden Ton des unvoreingenommenen Betrachters“ hin. Zufällig kenne ich das Leben, etwa in New York und Boston (Harvard), auch ein we-nig und muß sagen, ich war überrascht über Tschizewskijs unglaublich zutreffende Be-obachtungen: freilich, das amerikanische Bildungssystem behandelt er unwirsch, aber es war seine Art, überall auch in Deutschland, nur Dummheit zu finden. Besonders gefielen mir Tschizewskijs Äußerungen über den amerikanischen Nomadengeist. Da war ein ver-wandter Zug in seiner Seele angesprochen; schließlich stammte er aus dem ukrainischen „dikoe pole“ – mit einer permanent in Bewegung befindlichen Bevölkerung. Das bestätigt meine, hier abgelieferte, „ukrainische“ Interpretation, die Tschizewskij als herumschwei-fenden Steppengeist gesehen hat. Ein solcher hat auch kein Interesse an „ewigen“ Besitz-tümern, nehmen wir einmal die Bücher aus.

Nicht zuletzt möchte ich an dieser Stelle meinem Herausgeber, Herrn Prof. Frank Göbler, danken, dessen interessierte Begleitung für die Entstehung des Buchs wichtig war.

von Tschizewskijs Persönlichkeit und nicht zuletzt der Zauberschlüssel zum Verständnis seines wissenschaftlichen Temperaments, das sich leidenschaftlich in den Universalien des Denkens herumgetrieben hat. Ich hoffe, daß dieses „liebende Herz“ Tschizewskijs bei meiner höchst subjektiven Schilderung als latentes Geheimnis immer anwesend ist.

Entsprechend meinen Wahrnehmungsebenen, die sich Tschizewskijs Leben und Schaffen zu verschiedenen Zeiten gestellt haben, möchte ich die Darstellung nach drei Gesichtspunkten gliedern.

Meine eigenen „Erinnerungen“ sind dreigeteilt.

Zunächst widme ich mich der Lebens-Zeit Tschizewskijs vor meinem Heidelberger Studienbeginn in den sechziger Jahren. Ludolf Müller hat in seinen Erinnerungen über Tschizewskijs Zeit in Halle und Marburg erzählt (Kap.2). Besonders bemerkenswert für den Nachkriegs-Tschizewskij halte ich das mir erst jetzt bekannt gewordenes Schreiben von 1945 an Thomas Mann. Wladimir Janzen hat es aus dem Heidelberger Nachlaß veröffentlicht und seine Entstehungsgeschichte rekonstruiert (5. Kapitel).

Dann berichte ich von meinen Erlebnissen mit Tschizewskij als Heidelberger Studienanfängerin, auch von den Berichten aus meiner Familie (Gero Bielfeldt, Ruth Bielfeldt). Nicht zuletzt hatten wir ja alle auch einen Studienweg – ich will nicht präventiös Denk-Weg sagen – der über den Lehrer hinausgeführt hat: die Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität der siebziger Jahre (insbesondere die Philosophie) sowie die Konstanzer Gruppe um „Poetik und Hermeneutik“ schärften mein Unterscheidungsvermögen, was die slavischen und deutschen Wissenschaftstraditionen anbetrifft. Dabei geriet ich in eine Kollision. Doch habe ich die „Slavistik“ nicht gelassen. Auch Ludolf Müller, von seiner Herkunft her Theologe, dann langjähriger Leiter der Tübinger Slavistik strahlte eine unverbrüchliche Zuneigung zu allen „russistischen“ Gegenständen aus. Vielleicht muß man sagen, einmal Slavist, immer Slavist. Ludolf Müller und nicht zuletzt meinem russisch-ukrainischen Lehrer Dmitrij Tschizewskij verdanke ich die Triebkraft, anhaltend an der Slavistik festzuhalten.

In Kapitel 2 werden Ludolf Müllers Erinnerungen an Halle, Marburg und Tübingen dokumentiert. Kapitel 3 und 4 kommen Briefe Ludolf Müllers zu Wort: Uns immer wieder an Tschizewskij erinnernd tauschen wir uns über Tschizewskijs letzte „Liebe“, den ‚Schelling in Rußland‘ aus, und ich hatte noch die Freude, Ludolf Müllers Interesse zu erregen, nachdem ich, sozusagen auf den Spuren Rilkes, 2005 das Kiever Höhlenkloster besucht hatte. Gern wäre er selbst nach Kiev gefahren! (vgl. Kap. 3 und 4).

Im Anhang 1 berichte ich über meinen letzten bohemistischen Nachschlag von 1978: einen Aufsatz über meine damaligen Interessengebiete ‚Struktur und Geschichte‘ und die Frage nach der Konstituierung der tschechischen Nationalkultur und ihrem Verhältnis zu europäisch-universalistischen Konzeptionen (mit Kritik- und Replik-Brief von 1979). Im Anhang 2 widme ich mich meiner Reise nach Poltava (2005). Zugegebenermaßen hatte ich damals Material für einen „Rilke in der Ukraine“ gesammelt, nicht zuletzt angeregt von den hervorragenden Forschungen des russischen Germanisten Konstantin Azadovskij. Aber ich hatte ein merkwürdiges Erlebnis: zusammen mit dem Licht und der Steppen-Luft der Ukraine stand mir unvermittelt das anschauliche und mentalitätsmäßige Bild des Ukrainers und Russen Dmitrij Ivanovič Tschizewskij vor Augen. Inzwischen, nach Abfassung dieser Erinnerungen, habe ich das Ukraine- bzw. Aleksandrija-Material ergänzt: Wladimir Janzen hat mir die Abschrift einer in seinem Besitz befindlichen Audiokassette von 1963 zukommen lassen. In dieser von Janzen vorgenommenen (ins Russische übersetzten) Abschrift erzählt Tschizewskij von seiner Kindheit in Aleksandrija, im ehemaligen dikoe pole. Diese Fragmente haben mir bestätigt, daß seine Mentalität unbedingt aus seiner „ukrainischen“ Herkunft (zusammen mit Gogol‘) verstanden werden muß. An entsprechenden Stellen meiner „Erinnerungen“ füge ich von mir nacherzählte Fragmente aus Tschizewskij mündlichem Bericht (1963) über seine Kindheit bei. Schließlich begehen wir seinen hundert-zwanzigjährigen Geburtstag in der Stadt Aleksandrija, von der wir bis heute alle keine Kenntnis haben.

Man muß eines bedenken: der „Emigrant“ Tschizewskij war ja in den sechziger Jahren eine typische Ausdrucksform des Ost-West-Konflikts. Das war damals ein stereotypes Lebensschicksal, das von uns Studenten nicht weiter hinterfragt wurde. Uns fehlte in jeder Weise die Anschauung seines Schicksals wie auch der Kultur, aus der er stammte. Zudem war Tschizewskij ein durch und durch verschlossener Mensch. Er hatte es wohl aufgegeben, eine menschliche Bresche in die Politik zu schlagen. Für mich kleine Studentin waren manche Studienanforderungen nicht attraktiv. Das Altkirchenslavische, die altrussischen Heiligenlegenden des Kiever Paterik, auch die berühmte Nestorchronik, die auf Kiever Boden entstanden ist – das alles war Lerngegenstand und nicht Erfahrungsgegenstand. Ludolf Müller aber hat, durch Tschizewskij vermittelt, die alte Kiever Rus' immer schon geliebt. Als ich ihm gegen Ende seiner Lebenszeit meinen Kiever Erlebnisbericht zuschickte, kam dieser fein säuberlich korrigiert zurück, mit einem Begleitschreiben, worin Ludolf Müllers Sehnsucht ausgedrückt war, der geliebten Kiever Stätten ein letztes Mal ansichtig zu werden (4. Kapitel). Mein eigener ausführlicher Kiev-Bericht ist noch ungedruckt und befindet sich als Text im Anhang 2. Einige Reminiszenzen habe ich in meinen ‚Erinnerungen‘ untergebracht.

Eines habe ich im Lauf meines Lebens gelernt: die Gegenstände, die ein Denker liebt, müssen in ihrem ursprünglichen Kulturraum erfahren werden. Und so begegnete ich erst sehr spät der „liebenden“ Mentalität Tschizewskijs, als ich die heiligen Stätten der Kiever Rus' sah, als ich ebenso wie Rilke das Kiever Höhlenkloster besuchte, auch das Denkmal des ukrainischen Philosophen Hryhory Skovoroda auf dem Kontrakt-Platz im Kiever Podol fand. Schließlich „begegnete“ ich Tschizewskijs Lieblingsdichter Nikolaj Gogol' in Soročincy: ebenso Ukrainer und Russe wie Tschizewskij selber. Die Tragödie von Ukrainern, zugleich auch Russen, ist, daß sie ihre vielfältige und widersprüchliche gemeinsame Geschichte nicht schätzen gelernt haben. Es ist eine europäische, zugleich asiatische Geschichte, die ihresgleichen sucht.

Ein besonderes Argument für die anschauliche Wertschätzung des Philosophen Dmitrij Tschizewskij war auch meine anhaltende Beschäfti-

gung im letzten Jahrzehnt mit dem Philosophen Gustav Špet. Špet, Husserl-Schüler wie Tschizewskij, aber eher westukrainischer, polnisch-jüdischer Provenienz, schrieb nach der Oktoberrevolution in aller Hast eine „Skizze der russischen Philosophie“ (1922). Stalin ließ 1937 Špet erschießen. Tschizewskij (damals in Halle) kann von diesem Schicksal seines Kiever Studiengenossen nichts gewußt haben. Es hat mich beinahe erschüttert, als ich im Band: *Gustav Špet i sovremennaja filosofija gumanitarnogo znanija*, Moskva 2006, (vgl. die Anhänge Wladimir Janzens) die Konsens- und Dissonanz - Geschichte Špets und Tschizewskijs über die Darstellung der „russischen Philosophie“ las. Zwei Menschen, identischer Bildungsherkunft, die gemeinsam in Kiev und Moskau hätten lehren können: scheinbar, aber nur scheinbar uneins über die Aufgaben russischer und ukrainischer Philosophie!

DER MENSCH UND DER EMIGRANT (vor Heidelberg).

Eigentlich wollte ich keine Lebens-Daten abschreiben, die ich nicht von Tschizewskij selbst erfahren hätte. Wer sich die Mühe macht, in den 2004 in Prag erschienen Band zu schauen: *D.Č.: Osobnost a dílo. Sborník z mezinárodní konference k 25. výročí úmrtí*, Praha 2004, wird viele slavisches Beiträge finden, aber auch deutsche Beiträge seiner Weggenossen Renate Lachmann, Werner Korthaase, Angela Richter, Hans Rothe und nicht zuletzt Ludolf Müller (Kap.2). Sie sind „informativ“, aber auch menschlich bewegend. Soweit ich der Lebensdaten Tschizewskijs bedurfte, habe ich sie diesen Beiträgen (mit Namensnennung) entnommen. Was uns (Ruth Bielfeldt, Gero Bielfeldt) betroffen gemacht hat, war der in dem Heidelberger Nachlaß gefundene Brief Tschizewskijs an Thomas Mann von 1945. Wladimir Janzen hat das Archiv-Schicksal dieses Briefs rekonstruiert und mir freundlicherweise seinen deutschen Artikel für die Publikation zur Verfügung gestellt (vgl. Kapitel 5).

So, wie sich Tschizewskij kraft des Briefes präsentiert, haben wir ihn nicht gekannt. Das betrifft nicht so sehr die Qualität der Stilistik – Janzen hat glaubhaft versichert, daß Freund Ernst Benz (damals Marburg) es gewesen sein könnte, der die Korrekturen vorgenommen hat. Etwas an-

deres war für uns verwunderlich. Mit einer auffallenden, gefühlsmäßigen Rückhaltlosigkeit setzt Tschizewskij sich 1945 dafür ein, daß Thomas Mann in das Nachkriegsdeutschland zurückkehre, obwohl dieser meinte, die giftigen Dämpfe des überlebenden Nazi-Deutschland nicht ertragen zu können. Tschizewskijs Bitte, dieses in jeder Weise bedürftige Trümmerland jetzt nicht im Stich zu lassen, ist herzergreifend. Aber die Weise der Argumentation ist so vielschichtig, daß ihr Verfasser ohne Zweifel zu erkennen ist. Daß der Brief keine Fälschung sein kann, beweist schon die direkte, fast aggressive Adressierung an den Empfänger. Statt die Anerkennung der politischen Verdienste Thomas Manns gegen das Nazi-Deutschland an den Beginn seines Briefs zu setzen, wird von Tschizewskij eine spezifische Geste angewandt, die man getrost als „Abwatschen“ bezeichnen kann. Vor der politischen Nobilitierung Thomas Manns gesteht Tschizewskij unumwunden, daß Thomas Mann nicht zu seinen Lieblingsdichtern gehört habe! Tschizewskij war Menschen gegenüber, die er nicht mochte, mißtrauisch und verhöhlen oder eruptiv beleidigend. Es war immer ein Entweder/Oder, ohne Zwischentöne. Außerdem lag ihm jegliches Pathos fern, jeglicher Kitsch. Wie kam es also zur hohen Emotionalität des Briefs? Zu dem erstaunlichen Eintreten für ein Volk in Schande, das „zwölf Jahre lang das geistig häßlichste Volk“ gewesen war, obwohl es alle Voraussetzungen dazu hatte, „wenn nicht das schönste, so doch ein sehr schönes Volk zu sein“? Tschizewskij tritt für die (deutschen) Menschen ein, von denen er 1945 der Überzeugung war, daß sie zu großen Teilen lediglich das nationalsozialistische Ungewitter an sich vorüber ziehen ließen, ohne „Mein Kampf“ oder Rosenberg gelesen zu haben. Er erinnert an die „mittelmäßige“ Dissertation eines Schülers über die Übersetzungen Heinrich Heines, eine Arbeit, die dieser ohne Zögern und mutig eingereicht habe, obwohl Heine auf dem Index stand. Es ist typisch für Tschizewskij, daß er dieses politische Übersehenwerden mit einem listigen Augenzwinkern kommentiert, die wissenschaftliche Literatur sei im Dritten Reich kaum gründlich von einer Behörde gelesen worden. Dieses listige, fast augenzwinkernde Aufheben jeglicher Äußerung eines historischen Pathos kam auch in den Heidelberger Seminaren zur Geltung: So wiederholte Tschizewskij im-

mer wieder Tolstojs These, der Brand von Moskau, bei der Okkupation Napoleons, sei natürlich kein heroischer Akt der Selbstdestruktion der Moskauer Bevölkerung gewesen, sondern ein Zufall, der von der Tatsache bedingt war, daß Moskaus Häuser großenteils aus Holz bestanden und außerdem mit offenen Herdfeuern hantiert worden ist. Tschizewskij hätte die in Rußland noch heute offensichtlich unausweichlichen Militärparaden gehaßt. Insofern war er in dem Land seiner Wahl, dem Nachkriegsdeutschland, gut aufgehoben: Die Einsicht, jetzt „minderwertig“ und „nebensächlich“ zu sein, hat der deutschen Politik bisher gut getan. Tschizewskij jedenfalls schreibt, er habe keine Sympathie gehabt für die politischen Ansichten der Deutschen „seit Friedrich dem Großen“. Politische Großmannssucht war Tschizewskijs Sache nicht.

Aber das Rätsel ist noch nicht gelöst, warum Tschizewskij den für seine Verhältnisse geradezu rückhaltlosen Brief für den Erhalt der deutschen Kultur geschrieben hat. Ich weiß nicht, ob ein Emigrant, wenn er notgedrungen für das Land seiner Wahl eintritt, dieses Land auch lieben muß. Hyperions Dictum „dann fiel ich unter die Deutschen“, eine Äußerung, die er traf, als er aus Griechenland in die Heimat zurückkehrte, klingt in den Ohren. Was war für Tschizewskij „Heimat“? Kehren wir noch einmal zu dem Brief an Thomas Mann zurück. Sicherlich spricht aus ihm die Dankbarkeit des Emigranten, dem etwa in Halle bzw. bei der Flucht in den Westsektor geholfen worden ist. So erzählt Ludolf Müller anrührend über seine Studienzeit in Halle unter seinem selbstgewählten Doktorvater Tschizewskij. Man lebte karg und beschränkt, das verbindet und verlangt Solidarität. Aber aus Tschizewskijs Brief spricht neben einer „Liebe“ auch ein zitterndes Gefühl der Bedrohung, einer Bedrohung der Totalvernichtung der deutschen Kultur. Historisch gesehen, bestand ja die Gefahr, daß der Morgenthau-Plan Deutschland zum Agrarland umpflügen würde. Die Gefühlswelt Tschizewskijs ist so, als müsse er alle ihm lieb gewordenen kulturellen Gegenstände vor der Vernichtung retten: etwa eine selbsterlebte „Egmont-Aufführung“ sowohl vor dem giftigen Atem, der ihr durch ihre Aufführung unter den Nazis anhaftete, als auch der drohenden Vertilgung durch die Alliierten aus eben dem Grund der braunen Infizierung. Ich würde sagen, es war nicht Deutsch-

land, wofür er zitterte, sondern die deutsche Kultur, die ihm zusammen mit seiner slavischen Abkunft und Bildung ein Heimat-Haus bereitstellte. Aber das gilt eigentlich nur für Tschizewskijs Existenz des russischen Emigranten: er ist 1977 gestorben. Uns Deutschen sind seitdem „Gedichte nach Auschwitz“ suspekt geworden, und Heideggers Begrifflichkeit wird nie mehr rein erfahrbar sein...

Erstaunlich ist, daß Tschizewskij mit äußerster politischer Weitsicht für das Aufgehen Deutschlands in einer europäischen Gemeinschaft kämpfte: Wie es seine Art war – mit nüchternen Argumenten: denn man schlachtet doch die Kuh nicht, die man melken will. Und sein Appell an Thomas Mann würde noch heute in jedes moderne Politprogramm passen: „Sie sind jetzt als Vermittler nicht bloß „nützlich“, sondern direkt unentbehrlich, und zwar als Vermittler in einem durchaus tiefen und ernsten Sinn, als Menschen, die das gegenseitige Verständnis zwischen Deutschland und der umgebenden Welt ermöglichen, denn ein neues Europa ist mit einem isolierten Deutschland in seinem Herzen ebenfalls unmöglich.“

Gemäß meinen Heidelberger Erfahrungen war es mit Sicherheit die deutsche Philosophie, die ihm Deutschland erträglich machten: aber nicht als letztes Ziel, sondern als ein Ferment, das ihm zugleich seine slavische Welt, seine russische und ukrainische, zur intellektuellen und moralischen Existenz brachte.

Hans Rothe schrieb in Anlehnung an Tschizewskijs russische Barockforschung von der unübersichtlichen Motivik der Wahl seiner Aufenthaltsorte nach der Oktoberrevolution. Rothe brachte die Weise seiner Emigration mit einer „barocken Lebensform“ in Verbindung, (D.T., Praha 2004, 274-288), barock, insofern das existenzielle Getriebensein keine Inhalte, wie etwa die Frage nach Gott, sondern nur formalistischen Schmuck hervorgebracht habe, der sich gerade auch in Invektiven, Eruptionen und unermüdlicher Anekdotenerzählerei ausdrückte. Diese Interpretation Tschizewskijs ist durchaus plausibel. Aber sollte dieses schmerzliche Schicksal der europäisch-russischen Emigration nicht bei einigen auch eine inhaltliche Stummheit erzeugt haben? Tschizewskij war in seinen privaten Äußerungen der verschwiegenste Mensch. Allgemein bekannte

Sätze waren: „Ich lasse mich nicht vernichten“ und „Ich habe in meinem Leben zwei Bibliotheken verloren“. Daraus auf einen existenziellen Formalismus einer „barocken Form der Emigration“ schließen zu wollen, ist irgendwie, angesichts der politischen Tragödien dieses Lebens, ungerecht. Ich erinnere mich kaum an eine private Erzählung. Eine ganz frühe, aus seinen ukrainischen Anfangs-Zeiten, ist mir unvergeßlich. Mehr als einmal fand er bei seinen Betrachtungen russischer Dichter deren „Nullpunkt der Existenz“ heraus. Wenn er sich selber in seinem Leben in diesen Abgründen befunden haben mag, so wird ihm das Goldene Zeitalter seiner Kindheit vor Augen gekommen sein, über das er kaum redete. Er hat ja nach seinen Kinderjahren im ukrainischen Aleksandrija (russ. Form) und seinen Studienjahren in Kiev die Heimat Ukraine nie wieder gesehen. Einmal hat er zu mir über diese Zeit geredet. Er redete von einem riesigen Kirschgarten beim Gut seiner Eltern. Er schwärmte, soweit ihm das überhaupt möglich war, vom rosa Blütenmeer im Frühling. In der mir erst jetzt bekannt gewordenen Audiokassette von 1963 (Audio, Janzen) schwärmt Tschizewskij von einem riesigen Kirschgarten auf dem Gut seiner Eltern. Er versichert, daß dieser elterliche Kirschgarten den fiktiven Kirsch-Garten Tschechows bestätigt. Das sei wichtig, denn Bunin habe gegen Tschechow versichert, daß es Obstgärten, die nur aus Kirschbäumen bestehen, nicht gebe. Natürlich relativiert auch Tschizewskij ein bißchen seine Erzählung. Es habe in diesem Garten auch drei pyramidenförmige Birnbäume gegeben, außerdem „altmodische“ Apfelbäume, unter denen man auch schlafen und lesen konnte, denn zwei parallele Äste bildeten ein richtiges Dach. Die Kirschen waren sehr schmackhaft, denn es waren echte Kirschen, eben Wildkirschen. Außerdem sei auch bei Tschechow die Weise ihrer Konservierung beschrieben. Alles ganz einfach: man trocknete sie nicht mit Hilfe irgendwelcher Maschinen, sondern auf Stahlblechen in der Sonne. Man hat sie sogar auf das Dach gelegt. Dazu ist zu sagen: Wer je Umgang mit russischen Frauen hatte, weiß mit welchem Enthusiasmus sie von ihren Konservierungserfolgen bei Beeren und Pilzen erzählten. Wenn man sich um eine Annäherung an russische oder ukrainische Kultur tatsächlich bemühen sollte, so sollte man sich statt eines Politgeschwätzes eher die-

ser bescheidenen kulturellen Ausdrucksformen annehmen, die vermutlich in diesen armen Ländern immer noch lebendig sind. Tschizewskij jedenfalls schließt seine Schilderung mit der Versicherung, es habe in diesem Park-Garten noch viele Raritäten und Wunder gegeben.

Ein andermal erinnerte er sich an seine Mutter, die Malerin, Schülerin von I. E. Repin (vgl. Werner Korthaase, D.T. 2004, 103). Er erzählte, daß die Begabung seiner Mutter beträchtlich gewesen sei. Aber sie habe bekannt, nie die Augen seiner Tante, wohl ihrer Schwester, malen zu können. Was hat er damit wohl sagen wollen? Im „Idioten“, der Figur des von ihm geliebten russischen Menschentypus des Jurodivyj, des Narren in Christo, spürt Fürst Myškin bei seiner Ankunft in Moskau ein stechendes Augenpaar. Später wird sich dieses Augenpaar mit dem Mörder Rogożyn verbinden. Rogożyn ist bei Myškin immer anwesend, weil Myškin Rogożyn über das Augenpaar erinnert. Das ist der Ausgang von einem kleinen physiologischen Detail, das aber alles umfaßt: Myškin und die Augen von Rogożyn sind eine seltsame Symbiose von Gut und Böse, nahezu in einer Person. Wenn Tschizewskij, gemäß ukrainischer Folklore, wie Gogol' an den Teufel glaubte, so entsprach dies sicherlich seiner kulturell angeborenen Überzeugung, daß Gut und Böse ineinander verschränkt und auf Erden gegenwärtig sind. Das waren Lebenserfahrungen, die er mit seiner ukrainischen Kindheit verband, über die er sich aber nicht äußern wollte.

Sowie die Geschichte vom Malverbot der geheimnisvollen Augen war das Nennen seiner Geburtsstadt Aleksandrija. Es ging die Mär, daß er behauptete, seine Geburtsstadt Aleksandrija sei auf keinem Atlas zu finden (Gero Bielfeldt). Das ließ einen Geographen (Eberhard Schroeder) nicht ruhen: er marschierte mit einem Atlas in den „Unteren Faulen Pelz“ und bewies, sozusagen schwarz auf weiß, daß Aleksandrija sehr wohl auf Atlanten verzeichnet war. Ob die Geschichte friedlich ausging, weiß ich nicht. Aber eines weiß ich genau: das ukrainisch-russische Aleksandrija ist ein Atopos für Tschizewskij geblieben. Es durfte nur im Idealen existieren. Allerdings bin ich jetzt auch bereit, den geheimnisvollen Nicht-Ort Aleksandrija etwas zu entmystifizieren. Aleksandrija, so heißt es gerade auf der Audiokassette, sei einer der seltenen ukrai-

schen Ortschaften, die in Vasmers „etymologisches Wörterbuch“ gelangt seien und zwar gerade deshalb, weil er, Tschizewskij, 1894, dort geboren worden ist. Vielleicht geht dieser Scherz auf einen mündlichen Austausch mit Vasmer (Janzen) zurück, jedenfalls begreift man jetzt eher – pragmatischer, ein bißchen auch eitler – warum Tschizewskij die Exklusivität von Aleksandrija bewahren wollte.

Um damit eine Diskussion über Tschizewskijs „Form der barocken Emigration“ abzuschließen bzw. ins Persönliche zu differenzieren: Da waren sehr wohl schmerzliche Inhalte der Existenz wie der Verlust der Landschaft seiner Kindheit, zugleich aber auch der Verlust einer literarischen Landschaft, die er etwa mit seinem Lieblingsdichter Gogol' teilte. Dies alles mußte man in der Tschizewskijschen verhohlenen Skurrilität auffinden.

So wußten wir auch kaum etwas über Daten seiner Familie. In Wladimir Janzens Kommentar zum Thomas-Mann-Brief fanden sich Angaben über Tschizewskijs Frau und Tochter. Demnach hatte Lidija Izrailevna Tschizewskaja (geb. Maršak) Tschizewskij in Kiev 1919 möglicherweise zu Studienzeiten geheiratet. 1924 soll sie nach Prag emigriert sein, wo ihr Mann bereits an der Ukrainischen Pädagogischen Emigranten-Hochschule eine geistige Unterkunft gefunden hatte. Sie schloß an der Karlsuniversität in Prag ihr Medizinstudium ab und arbeitete als Ärztin und Therapeutin im heutigen Rýmařov, dem ehemaligen mährischen Römerstadt. Daß ich unter dem Schlagwort „Römerstadt“ – „wir sind Landsleute“ meinen künftigen Professor Tschizewskij kennenlernen sollte, werde ich später ausführlicher berichten. Mir blieb „Römerstadt“ besonders im Gedächtnis haften, weil Tschizewskij sagte, er habe dort die glücklichsten sieben Jahre seines Lebens verlebt. Wann das war, ist mir nicht klar geworden. Es sind wohl die Jahre von 1925 bis 1932. Janzen schreibt, 1932 sei Tschizewskij nach Halle übersiedelt und von da an habe das Paar getrennt gelebt: also Lidija Izrailevna allein in Römerstadt? 1938, emigrierte sie jedenfalls, die Nazis zu vermeiden, zusammen mit ihrer Tochter Tat'jana über England in die USA (Chicago). Mit Frau und Tochter hatte er also in Römerstadt „die glücklichste Zeit seines Lebens“. Ich zweifle nicht an seinem Bekenntnis, aber hat er sich darüber oft aus-

gelassen? Er war verschwiegen, auch verhohlen, indirekt. Es gibt aber ein Erlebnis, das von Stjepan Drilo, dem Lektor für Serbokroatisch, übermittelt worden ist. Irgendwann hieß es - waren es die siebziger Jahre? - Frau und Tochter kämen zum ersten Mal aus Amerika zu Besuch. Stjepan Drilo holte die Besucher, zusammen mit Tschizewskij, vom Heidelberger Bahnhof ab. Stjepan Drilo erzählte, es sei erschütternd gewesen, wie alle tief berührt und schweigend im Auto gesessen hätten. Stjepan Drilo kümmerte sich wie ein Sohn um Tschizewskij - bis in die letzte Zeit. Er war Zeit seines Lebens Tschizewskij dankbar, daß dieser ihn, mit einem seiner berühmten Gewaltakte von Gutmütigkeit, in eine verbeamtete Stellung der Heidelberger Gelehrtenrepublik katapultiert hatte. Seltsam, daß nicht einmal das Todesdatum von Lidija Izrailevna bekannt ist! Jedenfalls hat sie sich, wie aus Kapitel 5 zu entnehmen ist, 1945/1946 rührend um die Vermittlung dieses Briefs an Thomas Mann bemüht, was ihr nicht gelang. Über diese Tragödien soll man nicht spekulieren. Jedenfalls möchte ich behaupten, daß in Tschizewskij ein tiefer existenzieller Schmerz lebte. Die Skurrilitäten und barocken Formalismen lagerten über einer durch und durch kindlichen, zutiefst betäubten, auch unartig verspielten Seele.

Ludolf Müller, dessen Erinnerungen (2. Kapitel) man unbedingt lesen muß, wenn man Tschizewskij in der Halleschen Zeit und in der Nachkriegszeit kennen lernen will, schrieb über die Tochter Tat'jana: „Leider war die Trauerfeier für den Vater meine letzte Begegnung mit seiner früh verstorbenen Tochter Tat'jana, die er so innig geliebt hat und auf die er stolz gewesen ist.“

Das hat Ludolf Müller sicherlich richtig erkannt, aber wiederum muß man das Verhohlene, das Indirekte von Tschizewskijs Ausdrucksformen in Betracht ziehen, mit denen er seinen Nächsten auch Schmerz bereitet hat. Wir machten einen Ausflug nach Speyer (so erzählt es Gero Bielfeldt). Tschizewskij, Tat'jana Tschizewskaja, auch die kleine Ruth Bielfeldt waren dabei. Tschizewskij war mißgelaunt, den Speyerer Dom betrachtete er ungnädig. Tatjanas Freundin, von der die Rede war, bedachte er mit dem von ihm geliebten Epitheton: Ona glupa. Ob Tat'jana von dieser üblen Laune angesteckt war? Jedenfalls redete sie davon, daß sie

Selbstmord begehen wolle. Es gelang nur schwer, das Ganze ins freundschaftlich Heitere zu ziehen, indem ihr das Versprechen abgefordert wurde, sie müsse unbedingt vor der Tat anrufen (Gero Bielfeldt). Tschizewskij konnte seine Gefühle nicht zeigen, weder positive noch negative. Manch einer ging gebrochen von ihm fort. Und die, die ihn liebten, waren nicht glücklich. Zweifellos hatte er Gefühle, aber er zeigte sie wie ein unartiges Kind.

Er liebte Kinder. Meine Tochter hatte in der Küche Tschizewskijs einen kleinen Pinguin entdeckt – aus Plastik, mit beweglichem Kopf, was dem Kind natürlich eine besondere Freude bereitet hat. Sie bettelte und es dauerte nicht lange und der Pinguin war unter ihren Spielsachen. Er wurde von mir aus dem späteren Spielzeugchaos gerettet und steht jetzt auf meinem Schreibtisch. Aber damals schuf Tschizewskij zusammen mit der kleinen Ruth eine ganze Pinguin-Ära. Er erfreute die Tochter mit Fotos, wo Pinguine sich in Papierkörben niedergelassen hatten. Pinguinzeichnungen (von ihm?) zierten auch die Wände des Kinderzimmers. Einmal zeigte er in ein Schaufenster: „Schau mal, da ist ein Krokodil mit Seide gefüttert“.

Tiere waren ohnehin in seine Lebenswelt einbezogen, aber nicht physisch. In seinem Arbeitszimmer hing ein großes Foto von einem Kater. Wenn während des Seminars ein Hund bellte, sagte er auch: „der Hund, das ist ein erzürnter Literaturwissenschaftler“ (Gero Bielfeldt).

Offensichtlich war er Pazifist. In Ruths Spielzeug-Chaos befand sich eine Wasserpistole. Lustige Studenten (Gero Bielfeldt) hatten sie benutzt, um Touristen Wasser ins Genick zu spritzen, wenn sie zum Heidelberger Schloß empor keuchten. Es war Ruths Geburtstag und Fasching. Ruth hatte die Pistole hervorgeholt, weil sie solches auch bei anderen Kindern gesehen hatte. Tschizewskijs Reaktion war nacktes Entsetzen, keinesfalls dürfe man Kindern solches Spielzeug in die Hand geben. Dahinter verbarg sich seine grundsätzliche Einstellung gegen Krieg und Gewalt. Wir waren äußerst bestürzt über unser zufälliges Versehen.

Ob er Deutschland als Heimatland insgesamt bejaht hat, möchte ich bezweifeln – trotz der herzinnigen Bitte für die Deutschen an Thomas Mann von 1945. Er fühlte sich sichtlich wohl in Heidelberg, in der Um-